

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 2 (1926-1927)
Heft: 3

Artikel: Die Liebe macht nicht blind
Autor: Häberlin, Paul
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1064704>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 05.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Liebe macht nicht blind

Von *P. Häberlin*.

Professor an der Universität Basel

Die grosse Mode in der Psychologie ist heute zweifellos die Charakterkunde. In allen möglichen Spielarten: Lehre von den menschlichen Typen, Physiognomik, Phrenologie, Graphologie usw. Auch die Psychoanalyse hat für die meisten im wesentlichen charakterologische und charakter-diagnostische Bedeutung. Ähnlich die Psychotechnik, wenn sie nicht rein äusserlich betrieben wird.

Die Wissenschaft, und was sich dafür ausgibt, kommt hier (wie heutzutage überhaupt mehr als zu manchen andern Zeiten) einem weitverbreiteten Anspruch des Publikums entgegen. Zugegeben, dass hinter diesem Anspruch viel gewöhnliche Neugier steckt, Sensationslust, eine andere Form der Freude am abenteuerlichen Roman, an Indianer- oder Detektiv-Geschichten. Aber das ist doch wohl nicht alles. Das Suchen nach dem Geheimnis des Menschen verrät sicher einen Hunger des Menschen nach dem Menschen überhaupt, ein leidenschaftliches Bedürfnis, ihn so zu sehen, wie er ist, ihn in seiner Wahrheit zu erfassen, ihn zu verstehen. Und das ist ein sehr ernsthaftes Bedürfnis.

Es ist vor allen Dingen ein Zeichen

dafür, dass wir uns fremd geworden sind, und dass wir die Entfremdung schmerzlich spüren. Wir verstehen einander nicht mehr ohne weiteres. Die Gründe dafür sind mannigfaltig, und es würde sehr weit führen, sie alle zu entwickeln. Nur andeutungsweise: Das Tempo unseres heutigen Lebens ist rasch, es führt den Menschen schnell am Menschen vorbei und lässt keine Zeit zum versenkenden Verweilen; die Differenzierung und Individualisierung ist so weit gediehen, dass die gemeinsame Basis der Lebensführung, der Lebensauffassung, der Lebensinteressen zu schwinden droht, damit aber auch die Voraussetzung für ein selbstverständliches Verstehen der Menschen untereinander; es schwindet die grosse und umfassende Tradition, jener gemeinsame Nährgrund für viele, durch den sie sich verwandt und bekannt fühlen konnten. Dies alles gilt natürlich in erster Linie für die Städte; aber eben die Städte bestimmen mehr als früher das Leben, und sie wirken bis weit auf das Land hinaus. (Wenn bald in jedem Nest ein Kino, in jedem Bauernhaus eine « Illustrierte » und in jeder Klubbütte ein Radio ist.)

Aber vielleicht ist für unsere Zeit mehr noch als die tatsächliche Entfremdung das Bedürfnis charakteristisch, sie zu überwinden. Vielleicht hat dies Annäherungsbedürfnis stärker zugenommen als jene Entfremdung, und vielleicht erscheint uns die Fremdheit manchmal grösser als sie ist, eben weil wir sie schlechter ertragen. Vielleicht fühlen wir sozialer, als es die vorausgehenden Generationen getan haben, und darum ist uns mehr daran gelegen, einander zu verstehen. Wer einen andern verstehen will, der bekundet doch damit mindestens das Gefühl, dass dieser andere ihn etwas angehe; der andere « beschäftigt ihn ». Das wäre jedenfalls die erfreulichste Seite jener Mode, von der wir ausgegangen sind.

Nun wollen wir aber das darin zum Ausdruck kommende Bedürfnis nicht weiter analysieren. Sondern wir wollen uns über die Möglichkeiten, die Bedingungen und die Schwierigkeiten des Verstehens selber Rechenschaft geben, wie immer die gegenwärtige Welle des Verstehen-Wollens motiviert sei.

Ein Ehemann beklagt sich bei mir über seine Frau (auch etwas für die Umfrage des «Schweizer-Spiegel!»). « Wenn wir einen Disput haben », so sagt er, « und meine Frau, am Ende mit ihrer Logik, weiss keinen Ausweg mehr, dann schleudert sie mir regelmässig ins Gesicht: „Ach was, du verstehst mich nicht!“ und das », sagt der Mann, « ärgert mich dann furchtbar. » — Nun, wenn eine Frau sagt: Du verstehst mich nicht, dann meint sie: Du hast mich zu wenig lieb, du gehst zu wenig auf mich ein, du gibst mir zu wenig Recht, du willst anders, als ich will, ich bin dir nicht recht, so wie ich bin,

du willst, dass ich so sei wie du willst, — darum verstehst du mich nicht. Begreiflich, dass sich der Mann ärgert; denn er fühlt die wahre Meinung des « Du verstehst mich nicht », und er fühlt wohl auch, dass diese Meinung nicht ganz daneben trifft. Natürlich stösst er sich an dem naiven Ausspruch der Frau, dass seine Kritik ihr gegenüber einfach zu schweigen habe. Aber abgesehen von diesem Ausspruch: hat die Frau sachlich nicht eine grosse Wahrheit ausgesprochen?

Wann würden wir einen andern vollständig verstehen? Wenn wir uns vollständig mit ihm identifizieren könnten. Das gilt sogar für das Verständnis unsrer selbst. Wir verstehen uns selbst, soweit wir uns in unser Tun und seine Motive « hineinversetzen », solange wir uns damit zu identifizieren, d. h. Handlung und Motiv als unser eigenes anzuerkennen vermögen. Wir verstehen uns selber nicht oder nicht mehr, wenn wir nicht oder nicht mehr begreifen, wie wir zu diesem oder jenem Verhalten gekommen sind, das heisst also: wenn wir das fragliche Verhalten, obwohl es unser eigenes ist, als uns fremd empfinden, es nicht als unser eigenes (oder « eigentliches ») anzuerkennen imstande sind. Unverstanden in uns selbst ist das, was uns fremd anmutet, unserm jetzigen Standpunkt fremd gegenübersteht. Genau so im Verhältnis zu andern: wir verstehen sie, sofern sie, mit ihrem Verhalten, uns nicht fremd sind, sofern wir ihr Verhalten innerlich nachempfinden können, so als ob es unser eigenes wäre. Das eben bedeutet jene Identifikation.

Nicht dass wir nur das in unsern Mitmenschen verstehen, was wir tatsächlich ganz ebenso machen wie sie. Es ge-

nügt, dass wir in ihrem Verhalten uns selber, unsere eigenen Möglichkeiten, Gelüste, Motive «wiedererkennen», auch wenn wir unsererseits diesen Gelüsten nicht in der gleichen Weise nachgeben. Wir könnten ein Verbrechen aus Eifersucht verstehen, auch wenn wir niemals ein ebensolches begangen haben, noch voraussichtlich begehen werden. Es genügt zum Verständnis, dass wir in uns die Eifersucht «kennen», und dass wir ferner in uns die Möglichkeit des «Durchgehens der Gefühle mit der Vernunft» kennen. Wir vermögen uns dann mit den innern Voraussetzungen jenes Verbrechens zu identifizieren, wir vermögen uns in den Verbrecher oder seine innere Situation einzufühlen, wir verstehen, wie er zu seiner Tat gekommen ist.

Wären wir nicht verschiedene Individuen, sondern alle gleich «organisiert», so würden wir uns gegenseitig ohne weiteres verstehen. Die verstehende Identifikation wäre dann ohne weiteres möglich, weil die «Identität» sozusagen von vornherein vorhanden wäre. Je verschiedener wir aber sind, desto schwerer muss es sein, dass wir die nötige Identifikation aufbringen, dass wir das Fremde quasi als Eigenes erleben, dass wir es also verstehen.

Nun sind wir faktisch verschieden, und keiner ist ganz so wie der andere. Das gegenseitige Verständnis wird also immer seine Schwierigkeiten und seine Grenzen haben. Genau genommen wird keiner von irgend einem andern ganz verstanden; dazu müsste der Unterschied von Mensch zu Mensch, müsste überhaupt die Individualität aufgehoben sein. Irgend eine Provinz hat jeder für sich, in welche kein anderer einzudringen vermag. — Aber anderseits sind wir doch

alle Menschen, und wir stehen, als Angehörige eines bestimmten Kulturkreises, auf einem gemeinsamen Boden geschichtlichen Lebens und Erlebnis. Wir sind uns gegenseitig niemals ganz fremd, und eine gewisse Möglichkeit des Verständnisses ist daher immer gegeben.

Endlich gibt es eine «Kraft», welche, auf der Basis dieser Art- und Erlebnisgemeinschaft, uns ermöglicht, das von vornherein gegebene Verständnis (oder seine Möglichkeit) auszudehnen, zu verschärfen und zu vertiefen. Diese Kraft ist die Liebe. Denn Liebe ist gar nichts anderes als Wille zur Identifikation, Wille (oder Neigung), den Unterschied von Ich und Du aufzuheben, in das Du einzugehen, Eins zu werden mit ihm — Liebe bewirkt, sofern sie eben stark genug ist, um dem Willen Erfolg zu verschaffen, dass wir uns dem andern wenigstens innerlich annähern, dass wir mehr und mehr «in ihm leben», dass wir ihn also mehr und mehr verstehen. Wo es an Liebe fehlt, da zeigt sich dies in einem relativen Mangel an Verständnis. Und insofern hatte die Frau Recht, wenn sie meinte: Du hast mich zu wenig lieb, darum verstehst du mich nicht.

Aber sagt man nicht auch, dass die Liebe blind mache? Gewiss sagt man das und sogar mit Recht, wenn man das Sprichwort recht versteht. Es will nämlich gar nicht sagen, dass Liebe verständnislos mache; «blind» ist nicht in diesem Sinne gemeint. Sondern blind soll hier heißen: blind im Urteil, blind für die objektive Richtigkeit oder Unrichtigkeit im Verhalten des Geliebten. Liebe sieht nicht schlecht, sondern sie färbt das Urteil über das Gesehene. Sie färbt schön. Gerade dies

aber ist eine Begleiterscheinung des Verstehens. Alles verstehen heisst in gewissem Sinne : alles begreifen, alles verzeihen. Wenn ich liebe, so verstehe ich den andern so gut, identifiziere ich mich mit ihm so stark, dass ich von meinem Standpunkt aus ihn nicht mehr so beurteilen kann, wie ein Fremder es täte. Ich beschönige sein Verhalten so, wie ich ja immer bestrebt bin, mein eigenes zu beschönigen; denn ich empfinde sein Verhalten sozusagen als mein eigenes.

Aber es ist noch etwas anderes und Wichtigeres über die Blindheit der Liebe zu sagen und über ihr Verhältnis zum Verstehen. Liebe und Liebe ist nämlich zweierlei. Zuneigung ist sie immer, immer auch Wille zur Einheit. Aber sie ist entweder Wille zur « natürlichen Verschmelzung » oder Wille zur sittlichen Gemeinschaft. Und dies ist der Unterschied. Es gibt eine natürliche Liebe, die Erotik im weitesten Sinne des Wortes; das ist ein Trieb, eine Leidenschaft, wenn ihre Intensität ein gewisses Mass überschreitet. Und es gibt eine « ideelle Liebe », das ist der Wille zur Brüderlichkeit, zur harmonischen Gemeinschaft des Lebens. In der Realität freilich wird die eine Liebe ohne die andere kaum vorkommen. Jedenfalls ist uns Menschen die « himmlische » Liebe dort sehr erschwert, wo wir nicht auch ein gewisses Mass von irdischer Liebe empfinden. Andererseits freilich vermag gerade der ideelle, sittliche Gemeinschaftswille sehr wesentlich dazu beizutragen, dass natürliche Abneigungen verschwinden und natürlicher Zuneigung Platz machen. Aber wie das auch sei: die beiden Arten der Liebe sind sachlich verschieden und nur Mangel an Verständnis kann den Unterschied nicht fassen.

Es ist schon gesagt worden : beide Arten sind Zuneigung, Wille zur Einheit. So kann jede von ihnen (wenn auch nicht durchaus in derselben Weise) die Grundlage des Verstehens, im Sinne der gewollten und vertieften Identifikation, werden. Der Unterschied zeigt sich aber gerade darin, dass die eine Liebe mit dem Verständnis die Urteils-Blindheit verbindet, die andere nicht. Liebe als Leidenschaft, Erotik, macht blind, Liebe als sittlicher Wille macht nicht blind. Beide verstehen den andern. Aber die Erotik versteht nur die Tatsächlichkeit und macht sie beschönigend mit. Die himmlische Liebe versteht ausser der Tatsächlichkeit des andern Menschen auch noch seine Würde, seine Bestimmung, sein « besseres Ich », und sie liebt vor allem dieses. Darum ist auch sie zwar tolerant (weil sie in allem die Möglichkeit des Guten sieht), aber nicht schwach und blind. Sie sieht immer auch den Abstand vom tatsächlichen Verhalten zum idealen Verhalten, und sie möchte dem andern dazu helfen, dass er werde, was er nach seinem eigenen besten Gefühl sein sollte. Sie liebt also « vollständiger » als die natürliche Liebe, darum versteht sie auch gründlicher; sie versteht das Beste im andern, und gerade darum macht sie nicht blind.

Wenn es uns daran gelegen ist, uns gegenseitig besser zu verstehen, wenn also das verbreitete Gefühl des Mangels an Verständnis fruchtbar werden soll, dann gibt es (Psychologie und Charakterologie in allen Ehren) nur ein Mittel : wir müssen den Willen zum Verständnis aufbringen, und zwar den Willen zum vollen, nicht nur « natürlichen », sondern auch sittlichen Verständnis. Wir müssen

die g r o s s e Liebe haben. Sie tut der natürlichen Zuneigung keinen Abbruch, ja sie freut sich ihrer als einer Notbrücke, welche vorläufig einmal den Graben überspannt, der den Menschen vom Menschen trennt. Aber die endgültige, solide Brücke ist doch eben erst die grosse Liebe. Sie ist der Weg zum vollen Verständnis, soweit dieses überhaupt und im besten Falle möglich ist.

Dieser Verständnisswille würde bedeuten, dass wir in der Anschauung und Beurteilung des andern den Standpunkt unserer individuellen Subjektivität überwinden wollen. Denn dieser Standpunkt ist das grosse Hindernis des Verstehens; er ist Eigensucht, welche die eigene Besonderheit und die Fremdheit des andern unterstreicht. Wo lauter Individuen sind, von denen jedes sein Ich betont, da geht es zu wie beim Turmbau zu Babel: sie verstehen sich nicht. Wo aber die grosse Liebe ist, da werden auch fremde Sprachen verständlich. Da ist man mit Abweisung, « Kritik », Spott und eingebildeter Ueberlegenheit nicht so schnell bei der Hand, dass diese Bekundungen der eigenen Wichtigkeit das wirkliche Verständnis des andern trüben könnten. Da versteht man zu horchen, bevor man seine Feststellungen macht und seine Urteile abschliesst. Und man weiss, dass man tief in den andern hineinhorchen muss, bis in seine verborgenste Sehnsucht nach Reinheit und Güte, um ihn wirklich zu verstehen.

Verständnis setzt voraus, dass wir die Relativität und Gebundenheit unserer subjektiven Art einsehen, und dass wir über sie hinauszukommen streben. Es setzt damit zugleich voraus, dass wir

Respekt haben vor dem Geheimnis der fremden Existenz und aller Existenz überhaupt, vor dem, was sich dem oberflächlichen Blick eben nicht erschliesst. Ein Mensch ist immer mehr als seine momentane Erscheinung; denn diese Erscheinung, so wie sie uns zuteil wird, ist abhängig von der Beschränktheit unseres Blickes. Die grosse Liebe ist der Wille zur Ueberwindung dieser Beschränktheit. Sie beginnt mit der Ahnung der verborgenen Tiefen der fremden Menschenseele und mit der Achtung vor dem, was der Mensch vielleicht jetzt nicht ist, was er aber sein könnte und sollte.

Eine verbreitete Auffassung meint, erst müsse der Mensch « durchschaut », nach seinen Eigenschaften erkannt sein, und dann sei es Zeit, ihm Liebe oder Abneigung, Achtung oder Missachtung zuteil werden zu lassen. Ja, aber es kommt darauf an, wie tief jenes Durchschauen geht. Und wer begriffen hat, was die Liebe für die M ö g l i c h k e i t der Erkenntnis (des Verständnisses) bedeutet, der wird nun anders sagen. Er wird sagen, z u e r s t müsse die Liebe da sein, und dann könne die Erkenntnis folgen. Z u e r s t müsse der Mensch als Mensch, als möglicher Träger des Guten, respektiert, geachtet, wahrhaft geliebt sein, und dann könne das Verständnis einsetzen. Wir dürfen nicht warten mit der Liebe und der Achtung, bis unsere « Erkenntnis » sie rechtfertigt. Sondern umgekehrt: unser Verständnis der Menschen erweist sich als richtig oder oberflächlich gerade darnach, ob wir es gewonnen haben auf Grund wirklicher Menschenliebe oder nicht. Denn w a s w a h r h a f t blind macht, ist der M a n g e l an L i e b e.

Ein weiterer Artikel von Prof. Häberlin erscheint in einer der nächsten Nummern